

Das Rührende

Dunkelrot ist die Erinnerung. Der feingerippte Kordsamt meines Hängekleidchens spannt sich vom Bäuchlein über die gespreizten Knie. Ich sitze auf dem Schoß meines Vaters und höre von Andersens Däumelinchen, die nach den vergangenen Freuden des Sommers bei der Feldmaus sichere, aber triste Unterkunft als Dienstmagd gefunden hat und nun anlässlich eines Besuchs bei Nachbar Maulwurf, dem ihr in Aussicht gestellten grämlichen Ehekandidaten, im unterirdischen Gang eine tote Schwalbe liegen sieht. Ich höre, wie ihre Begleiter sich voller Schadenfreude in hämischen Bemerkungen über das Opfer der bitteren Jahreszeit ergehen:

»Ja, das mögt Ihr als vernünftiger Mann wohl sagen«, sagte die Feldmaus. »Was hat der Vogel von all seinem Kiwitt, wenn der Winter kommt? Er muß huntern und frieren. Aber es soll ja auch immer gleich nach was aussehen!«

Däumelinchen sagte nichts, aber als die beiden anderen dem Vogel den Rücken kehrten, bückte sie sich, schob die Federn weg, die über seinem Kopf lagen, und küßte ihn auf die geschlossenen Augen. »Vielleicht war es der, welcher mir im Sommer so schön vorgesungen hat!« dachte sie. »Wieviel Freude hat er mir bereitet, der liebe, süße Vogel!«

Ein dunkler Fleck ist die Erinnerung. Zwischen Bauch und Knien breitet er sich aus. Naß, ganz naß wird der Stoff! Um Himmels Willen, was geht da vor? Ich werde naß, wie peinlich, ich bin dabei, mich naßzumachen, aber doch nicht so wie früher! Nicht von unten wird es feucht, es läuft mir aus den Augen, tropft von meinem Gesicht herab, das sind Tränen ...

»Der Maulwurf verstopfte nun das Loch, durch das der Tag hindurchschimerte, und begleitete die Damen nach Hause. Aber in der Nacht konnte Däumelinchen gar nicht einschlafen, da stand sie aus ihrem Bett auf und flocht aus Heu eine große, hübsche Decke, und die trug sie hinunter und breitete sie über den toten Vogel aus, legte weiche Baumwolle, die sie in der Stube der Feldmaus gefunden hatte, an den Seiten des Vogels entlang, damit er in der kalten Erde warm liege.«

Es drängt und drückt, es tropft, ich mache mich steif, presse zusam-

men, was zusammenzupressen ist, Mund, Augen, Fäuste. Die Ohren kann ich nicht verschließen.

»Leb wohl, du hübscher kleiner Vogel!«, sagte sie, »leb wohl und vielen Dank für deinen schönen Gesang im Sommer, als alle Bäume grün waren und die Sonne uns so warm beschien!« Dann legte sie ihren Kopf auf die Brust des Vogels [...].«

Es bricht los, unaufhaltsam. Nun ist kein Halten mehr. Jetzt ist mir alles gleich: Lautstark brülle ich mit weit aufgerissenem Mund, völlig hingegeben einer Gewalt, die mich rüttelt und stößt und nach außen will, sich in strömender Macht ergießt. Schemenhaft nur die erschrockene, beschwörende Stimme meines Vaters, undeutlich meine Mutter, die plötzlich da ist und mich in die Arme nimmt, wirkungslos die vereinten Aufforderungen meiner Eltern, doch weiterzuhören: »Hör doch nur, hör doch, das ist noch nicht das Ende, die Geschichte geht doch weiter, der Vogel ist ja vielleicht gar nicht tot!« Aber deutlich die Erinnerung an unterdrücktes Lachen der beiden.

»An jenem Tage lasen wir nicht weiter [...], möchte ich mit Dantes Francesca sagen (Hölle, 5).

Aber vielleicht stimmt das nicht, vielleicht wurde mir damals zwangsweise doch noch das versöhnliche Ende des Däumelinchenmärchens mitgeteilt, in dem Wortlaut, der mir später, als ich selbst lesen konnte, vertraut geworden ist, ohne mich groß zu berühren. Ich weiß es nicht mehr. Die Erinnerung bricht ab, als es zu dem Ausbruch kommt; dunkelrot ist sie, naß und peinlich – eine Erinnerung an ein Erlebnis von unwiderstehlicher Gewalt. Ich war vier Jahre alt.

Ich kann mich sonst nicht entsinnen, als Kind mehr geweint zu haben als unbedingt nötig. Ich habe Heulsusen verachtet und war stolz darauf, tapfer Schmerz auszuhalten. Und ich habe später durchaus das familiäre Amusement über meinen Onkel Gerhard geteilt, dessen als liebenswert komisch geltende Schwäche bei geselligen Zusammenkünften gerne erwähnt wurde, natürlich nur, wenn er nicht dabei war. Onkel Gerhard war der Neffe meiner Stieff Großmutter, ein, wie man so sagt, gestandener Mann und Familienvater. Aber Onkel Gerhard war leicht zu röhren. Wohl kaum in Geschäftsdingen, da hatte er, der den väterlichen Installateurbetrieb zu ansehnlicher Größe ausgebaut hatte, bestimmt alles unter Kontrolle, doch im Kino gab es bei Onkel Gerhard wahre Rohrbrüche. Seine Frau genierte sich, ihn dorthin zu begleiten, so laut schluchzte und trompetete er in sein Taschentuch. Er ging allein ins Eldorado, dem einzigen Kino unseres Städtchens damals in den fünfziger Jahren, nahm, wohl in der naiven Vorstellung, so das Inkognito zu wahren, einen billigen Platz ganz vorn, weit entfernt von der sogenannten Loge, wo die Honoratioren saßen, zu denen er als Besitzer eines alteingesessenen Handwerksbetriebs zählte, und bis dort hinten

hörte man ihn dann gelegentlich zur allgemeinen Erheiterung los-schnauben, prusten, wimmern und schließlich ganz unverhüllt aufjau-len. Als ich alt genug war, um mit den Großen die Abendvorstellung zu besuchen, habe ich ein paarmal mit eigenen Ohren Onkel Gerhards lautstarke Anteilnahme am bewegenden Filmgeschehen mitbekom-men. Doch immer, auch schon früher, als mir seine eruptive Rührselig-keit nur vom Hörensagen bekannt war, habe ich vergeblich darauf gehofft, bei Familienanlässen so einen gerhardschen Ausbruch einmal bei voller Beleuchtung und aus der Nähe miterleben zu dürfen; er hat mir nie den Gefallen getan. Als die Fernsehapparate Einzug in die Wohnzimmer hielten und man sich zu gemeinsamem Genuß davor ver-sammelte, war meine Stieff Großmutter tot und unser Verkehr mit dem gerhardschen Familienzweig zum Stillstand gekommen, und vorgele-sen wurde bei den einstigen familiären Begegnungen nicht. Es gab »live« nur das »wirkliche Leben«, und dagegen war Onkel Gerhard of-fenbar so gut gewappnet wie die anderen Erwachsenen auch. Aber im Kino hätte er mit Friedrich Spee von Langenfelds im Grimmschen Wörterbuch unter »röhren« zitierten Worten aus der *Trutznachtigall* sagen können:

»sehr michs röhret
und entschnüret
schier in zähren ich ersauf.«

Und so hat es auch mich später einmal – so richtig gerhardsch – wieder erwischt (einsames Weinen müssen beim Lesen schlägt, obwohl es vor-gekommen ist, in meinen Kindheitserinnerungen kaum zu Buche, ver-mutlich weil es keine Zeugen gab und es mir deshalb offenbar nicht peinlich war), so ungefähr mit elf, in einer Sonntagnachmittagsvorstel-lung im Eldorado, bei einem deutschen Film des Titels »Ich heiße Niki«, der in meiner Erinnerung den Zusatz hat »und alle haben mich lieb«, was mir das Filmlexikon zwar nicht bestätigt, an dem ich aber festhalte, denn er hat sich mir mit glühenden Lettern ins Gedächtnis eingebrennt. Ich weiß noch, daß Oskar Sima die Hauptrolle eines ver-mögenden Junggesellen spielte, zu dessen behaglichen Lebensumstän-den auch eine bärbeißige Haushälterin (Anny Rosar) gehörte. Hardy Krüger wollte mit seiner Frau auswandern, doch diese hatte ein Baby (nicht von Hardy, da er, glaube ich, nichts davon wußte), und weil sie dieses in einem Film der fünfziger Jahre offenbar noch schreckliche Geheimnis ihrem Mann nicht gestehen konnte, setzte sie es aus. (Ganz sicher bin ich nicht, ob ich den Sachverhalt richtig erinnere, es kommt mir jedoch unwahrscheinlich vor, daß Hardy Krüger so grausam gewes-en sein könnte, sie zum Verlassen ihres Kindes zu zwingen). Jeden-falls hatte Oskar Sima unverhofft ein Baby auf dem Arm (mit Zettel: Ich heiße Niki), die Mutter, die es ihm auf dem Bahnhof zum Halten gege-

ben hatte, kam nicht wieder, und Niki eroberte im Sturm die widerstrebenden verknöcherten Herzen von Hagestolz und alter Jungfer. Als die Mutter darauf, von Reue erfaßt, in letzter Sekunde vom zum Ablegen tutenden Ozeandampfer hinunterließ und auf der verzweifelten Suche nach ihrem Kind durch die Stadt irrte, mit regennäß tropfendem Blondhaar halb verhungert ihren Ehering versetzte und schließlich (keine Ahnung mehr wie) ihr Kind wiederfand, das nun Oskar Sima wieder weggenommen werden sollte, war mein Taschentuch nur noch ein unbrauchbarer nasser Fetzen und hätte mindestens so dringend durch ein trockenes ersetzt werden müssen wie noch kurz zuvor Nikis Windel in der Bahnhofszene. Der Rest des Films, der im unvermeidlichen *happy ending* der alle Beteiligten zusammenführenden Liebe, Vergebung und Großmut mündete, konnte meine Tränen nicht mehr stillen, im Gegen teil. Und es war auch nach dem Verlassen des Kinos nicht vorbei. Ich schluchzte den ganzen Heimweg lang und schämte mich so vor meiner Mutter (zum Glück war mein Vater nicht mitgekommen), daß ich behauptete, ich hätte mir den Fuß übertragen, was beinahe dazu geführt hätte, daß ich am Sonntagabend noch zu einem Arzt gebracht wurde. Erst heute ist mir bewußt, daß ich damals einen Fehlritt gestanden habe, der unentscheidbar sowohl meine Identifizierung mit der Mutter des illegalen Kindes wie meine aufgewühlte Anteilnahme an der von mir durchaus auch damals schon als kitschig und meiner intellektuellen Ansprüche nicht würdig empfundenen Geschichte bezeichnet.

Meine eindrücklichsten frühen Erinnerungen an das Phänomen der Rührung stehen also unter dem Aspekt der Peinlichkeit und des Lächerlichen, wofür wohl hauptsächlich mein Vater verantwortlich ist. Jedenfalls war er die Instanz, an die ich dachte, vor der ich mich eigentlich genierte, wenn ich Rührungstränen vergießen mußte. Erst später – ich war schon erwachsen –, als wir gelegentlich, wenn ich meine Eltern besuchte, gemeinsam fernsahen, konnte ich beobachten und erkennen, daß die bissig ironischen Bemerkungen, mit denen er uns jedesmal an bewegenden Stellen die Stimmung verdarb, nur dazu dienten, sich der eigenen Rührung zu erwehren (er schneuzte sich verdächtig oft dabei). Er schämte sich offenbar seiner Gemütsbewegung, und als Kind hatte ich einfach diese Scham übernommen, mich auch darin mit ihm, von dem mir so viel Anregung kam, identifiziert. Dessen eingedenk habe ich meinem eigenen Kind gegenüber dieses Tabu nicht aufzurichten versucht. Beim Vorlesen habe ich, wenn es mich überkam, ungeniert meinen Tränen ihren Lauf gelassen. Jedoch das Kind hat nicht mitgeweint. Einmal hat es am Telephon einem anrufenden Freund ganz sachlich mitgeteilt, ich sei jetzt nicht imstande zu sprechen, weil doch gerade Jonathan gestorben sei. Etwas später rief dieser Freund dann besorgt und betroffen wieder an, um sich behutsam nach meinem Verlust zu erkundigen, und erfuhr, daß es sich um Astrid

Lindgrens Jonathan Löwenherz gehandelt hatte. Und mit der Zeit mußte ich feststellen, daß es in meinem Leben inzwischen zu einer komischen Umkehrung der Verhältnisse gekommen ist: Ich habe nun in Person des eigenen Kindes wieder so einen Kritiker meiner Rührungsstränen an meiner Seite; der inzwischen Halbwüchsige lacht sich kaputt, wenn es mich beim Fernsehen, im Kino, beim Erzählen übermannt. »Mama, heulst du etwa wieder, schämst du dich nicht?«

Ja, ich schäme mich – immer noch, obwohl ich Rührungstränen bei anderen in den meisten Fällen ausgesprochen liebenswert finde. Nach wie vor ist es im Kino am schlimmsten, wenn dann wieder das Licht angeht. Es ist und bleibt ein Überwältigtwerden, das sich nicht gerne Zeugen aussetzt, auch nicht, gerade nicht, noch so vertrauten nahestehenden. Also eine heimliche Lust? Ein nicht eingestehbares Genießen? Denn es ist ja ein Genießen, das ganz ohne, ja, meist gegen das denkende Urteil funktioniert. Also doch ein wenn auch vielleicht nicht moralischer, so doch sicher intellektueller Fehltritt? Oder gibt es das, einen Fehltritt des Gefühls? Wäre es nur eine Lust am Kitsch, wäre es einfacher, dann müßte man Kitsch definieren und hätte so einen zu analysierenden Gegenstand, der Rührung auslöst (etwa so etwas wie verlogene Harmonie), eine Ursache, die einzugrenzen, aufzuspießen und, wollte man streng sein, zu verwerfen, oder aber, in nachsichtiger Laune, amüsiert zu tolerieren wäre; aber es ist komplizierter, denn schließlich hat das Rührende seit altersher zu den legitimen Zielen und Wirkungsweisen der Kunst gehört, hat darin sozusagen Bürgerrecht. Niemand kann bestreiten, daß es sublime Stellen in der Dichtung gibt, die rührend sind und röhren sollen. Wenn Odysseus' uralter Hund Argos, von den Weibern seiner Dienerschaft vernachlässigt, mit Hundeläusen bedeckt, auf dem Mist vor dem Schloßtor liegend, als einziger seinen heimkehrenden Herrn in dessen Bettlergestalt erkennt und mit dem Schwanz wedelt und beide Ohren senkt, aber zu schwach ist, um noch zu ihm hinzukriechen, und ihn dann nach diesem letzten Blick des Wiedersehens das »finstere Geschick des Todes« ereilt, darf man guten Gewissens sagen, daß es sich um eine der großartigen, unvergeßlichen Stellen der Weltliteratur handelt und gewiß um eine der rührendsten schlechthin. Auch Odysseus vermag sich ja der Tränen nicht zu erwehren, warum sollten wir nicht mit ihm weinen? Es ist durchaus keine Schande, festzustellen, daß etwas rührend sei. Schamfrei läßt sich etwas als rührend bezeichnen. Die Rührung ist also in vielen Fällen kein uneingestehbarer Genuß. Man erwähnt durchaus, daß einen etwas gerührt habe. Aber man schämt sich der Emotion *in flagranti*, man schämt sich, wenn man beim Weinen aus Rührung beobachtet wird, auch wenn diese sich einer »wirklich« ergreifenden, nicht als kitschig empfundenen Szene verdankt. Meine Kindheitserinnerungen beziehen sich in ihrer Unauslöschlichkeit auf die Male, als ich beim Wei-

nen Zeugen hatte, als ich mich schämte. Und damit stehe ich nicht allein da, die meisten schämen sich mehr oder weniger, den meisten ist es mehr oder weniger peinlich, wenn sie unter dem Blick anderer Rührungstränen vergießen, auch wenn sie völlig schamfrei erzählen können, solche Tränen vergossen zu haben.

Gewiß, das ist nicht immer so gewesen. Es gibt zahlreiche Untersuchungen über die Empfindsamkeit als sozialgeschichtliches Phänomen, aus denen hervorgeht, daß zeitgleich mit der Übernahme des kulturellen Lebens durch das Bürgertum der Zustand des Gerührteins zur Schau getragen wurde, nachgerade zum guten Ton gehörte. Gemeinsames Gerührtein durfte, ja, sollte sein, war gesellschaftlich anerkannt wie heute noch gemeinsames Lachen. Die Träne durfte rinnen als Zeichen eines fühlenden Herzens, und das auch beim Mann. Herzen durften sich in gemeinsamer Rührung finden.

»Wir traten ans Fenster. Es donnerte abseitwärts, und der herrliche Regen säuselte auf das Land, und der erquickendste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand auf ihren Ellenbogen gestützt, ihr Blick durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge tränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige und sagte – Klopstock! – Ich erinnerte mich sogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und versank in dem Strome von Empfindungen, den sie in dieser Lösung über mich ausgoß. Ich ertrug's nicht, neigte mich auf ihre Hand und küßte sie unter den wonnevollen Tränen.«¹

Als Schülerin habe ich im Deutschunterricht in einem Referat über *Werther* (der nicht auf dem Lektüreprogramm für die Klasse stand) diese Stelle vorgelesen als Beispiel für das uns damaligen Teenagern Fremde, nicht mehr Nachvollziehbare im Text. Aber bei der lautstarken Gaudi meiner Zuhörer war mir nicht wohl, ich entsinne mich eines unbestimmbar unbehaglichen Gefühls, etwas verraten zu haben, von etwas nichts wissen zu wollen, von dem ich doch eigentlich wußte oder hätte wissen sollen. Ich fand die Szene beim Vorlesen nämlich nicht mehr komisch, es war mir irgendwie peinlich, sie vor diesem feixenden Publikum öffentlich zu machen. Heute ahne ich, daß es dabei um das von meinem Vater aufgerichtete Tabu ging. In der dem heutigen Leser so »fremden« Szene finden sich zwei Menschen in gemeinsamer tränennasser Bewegung. Diese Rührung kennt in ihrer Gemeinsamkeit, in ihrer die beiden Herzen vereinenden Wirkung kein zwischenmenschliches Tabu, ja, überwindet machtvoll das eigentliche gesellschaftlich, gesetzlich bestehende Tabu zwischen Werther und der mit einem anderen verlobten Lotte, das ihre geschlechtliche Vereinigung verbietet.

1. Johann Wolfgang Goethe: *Die Leiden des jungen Werther*, (16. Junius) Stuttgart 1987, S. 30.

die nur in einer Überschreitung vollzogen werden könnte. Und so ent-schleiert sich mir heute eine erste Erkenntnis über meine persönliche Vergangenheit in bezug auf die Rührung: Für Werther und Charlotte ist die zeitgeschichtlich erlaubte gemeinsame Rühring ein erster Schritt in der Richtung der Transgression, vielleicht noch lediglich ein Ersatz, eine Sublimierung, eine zielgehemmte Triebäußerung, aber doch ein Ausweg, ihr gemeinsames Aufgewühltein einander zu mani-festieren, anhand eines überpersönlichen Kodex (Klopstock, die Lite-ratur, das Naturerlebnis des Gewitters) die Einsamkeit ihres Empfin-dens zu durchbrechen, ihr Herz zu öffnen, »es« fließen zu lassen. In der geteilten Rühring berühren sie einander. Diese Art von gemein-samer, sich im Körperlichen manifestierender Bewegung war mir of-fenbar mit meinem Vater nicht gestattet, als hätte ein gemeinsames Genießen im Zustand der Rühring bereits eine mögliche Transgres-sion, zumindest eine Aufweichung der Inzestschranke bedeutet, und die Tatsache, daß mir dieses gemeinsame Genießen, gegen meinen be-wußten Wunsch (der »harmlosen« Absicht, dem Kind die Freiheit sei-ner Gefühlsäußerung zu ermöglichen), mit meinem Sohn ebenfalls nicht gelungen ist, spricht für diese Annahme; die Schranke ist geblieben, als hätte sie sich, als sie durch mein »ungeniertes« Verhalten be-droht war, genau an der Stelle als unüberwindlich erwiesen, wo ich, ohne zu wissen, was ich dabei eigentlich wünschte, sie fast trotzig miß-achten wollte.

Dagegen ist gemeinsames Lachen zwischen meinem Sohn und mir natürlich so wenig tabu und so dankbar willkommen geheißen wie früher zwischen mir und meinen Eltern und wie überhaupt im gesell-schaftlichen Umgang mit anderen Menschen, vertrauten wie fremden. Eine witzige Bemerkung, eine gemeinsame Beobachtung von etwas Amüsantem schaffen eine angenehm entspannte Atmosphäre, eine wünschenswerte Gemeinsamkeit. Das ist ja selbstverständlich. Aber was versteht sich da eigentlich von selbst? Gerade das Selbstverständ-liche bedarf einer Analyse, weil es in seiner Klarheit dazu geschaffen ist, Einsichten abzublenden. Es mag einmal ebenso selbstverständlich gewesen sein, Rühring mit anderen zu teilen, wie wir heute noch Be-lustigung teilen, es könnte aber auch sein, daß das, was heute Gerührt-sein bedeutet, früher in seiner Selbstverständlichkeit etwas anderes war heutzutage. Warum also ist gemeinsames Lachen immer noch zu-lässig. Weinen müssen aus Rühring in Gesellschaft anderer dagegen heute peinlich?

Diese Frage führt uns auf ein Feld, dessen kultur- und sozialhi-storische Vermessung durchaus Thema von fundierten Arbeiten war, das ich aber – ohne diese außer Acht zu lassen – anders durchstöbern möchte. Ich will versuchen, der Gemütsbewegung selbst auf die Spur zu kommen, und zu einer solchen Untersuchung erscheint mit ein In-strumentarium unverzichtbar: nämlich das der Psychoanalyse. Schließ-

lich verdanken wir Sigmund Freud eine ausführliche Analyse des Witzes, Untersuchungen des Komischen, des Humors und des Phänomens des Unheimlichen, nur auf das Rührende hat er sich nicht eingelassen. Der Vater der Psychoanalyse erwähnt diese Gemütsbewegung an so wenigen Stellen (es wird noch auf sie einzugehen sein), daß es fast scheinen mag, als hätte er sie gar nicht wahrgenommen, jedenfalls hat sie kein Interesse bei ihm erregt. Vermutlich war er nicht leicht zu rühren, denn wäre das der Fall gewesen, hätte er dem Phänomen bestimmt Beachtung geschenkt.

Ich jedenfalls möchte das jetzt tun: Jedesmal, wenn mir Rührungstränen kommen – und das geschieht mir mit zunehmendem Alter immer häufiger –, merkt nämlich, auch wenn ich allein bin und mich nicht dagegen wehre, etwas in mir auf. Eine beobachtende, kritische Instanz tritt auf den Plan und teilt mich, gerade im Augenblick des Gefühlsergusses. Nach dem bereits Berichteten dürfte das der introjizierte Vater sein (und vielleicht auch der anscheinend so wenig rührselige Übervater Freud). Jedenfalls kann ich mich meiner Rührung nicht einfach hingeben wie dem Lachen, ich glaube auch nicht, sie zu suchen, aber keinesfalls würde ich auf diese bittersüße Form des Genießens verzichten wollen. Es ist die Erfahrung einer Gespaltenheit, die mein Ich zutiefst in Frage stellt. Ich bin nicht eins mit meinem Gefühl, ja, ich weiß eigentlich gar nichts von diesem Gefühl, außer daß es mich so stark bewegt, daß es sich in Weinen müssen äußert, ohne eigentlich als Schmerz empfunden zu werden, höchstens als etwas wie ein überflutender, ozeanischer Weltschmerz oder als eine Erleichterung, die auf eine überstandene innere Not hindeutet. Das unterscheidet die Rührung von anderen Affekten wie Schmerz, Wut, Angst, Panik, Freude. Sie ist ein Genießen, das ist das einzige Sichere daran, aber was genießt sich da, was löst dieses Genießen aus? Gewiß hat jeder Einzelne seine besondere Rührseligkeit, seine ihm individuell eigenen weichen Stellen, aber es muß strukturelle überindividuelle Gemeinsamkeiten geben, die sich ihrer Form nach zum Teil vielleicht dem Zeitgeist verdanken, zum Teil überzeitlich sein mögen. Diese Strukturen gilt es aufzuspüren.

Da aber niemand *in effigie* erschlagen werden kann, wie Freud so unbestreitbar in bezug auf die Übertragung in der analytischen Kur feststellt, müssen Beispiele her. Ich möchte daher mit meiner frühesten Erinnerung einer rührenden Stelle beginnen:

DÄUMELINCHEN

Da will eine einsame Frau so gern ein Kindchen, weiß aber nicht, wo sie es herbekommen soll. Diese große Frage hat die Vierjährige, ein Einzelkind, damals ebenfalls sehr beschäftigt; oft war ja die Rede davon, daß vielleicht noch ein Kindchen kommen würde, aber offenbar

wußten die davon sprechenden Eltern auch nicht, woher sie es nehmen sollten, denn es blieb aus. Und so war sie das einzige kleine Mädchen, die Freude ihrer Umgebung – wie Däumelinchen. Und nun wird die winzige Person, weil sie das Begehr der häßlichen Kröten erregt, ihrer Mutter entführt, entkommt ihren Entführern und lebt einen herrlichen Sommer lang im Wald unter Blumen, Schmetterlingen und Vogel sang, bis der bittere Winter einbricht und sie Zuflucht bei der alten Feldmaus suchen muß.

[Hier bricht der Text ab; d. Hg.]

